

(Nachdruck verboten.)

## 26) „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

Das krazende Geräusch, das die Säge verursachte, drang wie das letzte Todesächzen seines Freundes an Volters Ohr. Bei jedem Strich der Säge vibrierten seine Augenlider, unter denen die Augäpfel vor Weir erschauerten. Er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg und seine Sinne zu undämmern drohten.

„Sol Es ist gut!“ unterbrach der Oberarzt den Vornemann bei seiner schaurigen Arbeit. „Nun nehmen Sie den Meißel und Hammer und versuchen Sie den Deckel zu heben. — Ober — der hat sich schon müde gearbeitet. Wer ist von Euch recht geschickt?“ fragte er die andern. „— Sie — Ranger da — wie heißen Sie?“

„Büchner, Herr Oberarzt!“

„Versuchen Sie mal.“

Hestig schlug dieser mit dem Hammer auf den Meißel ein. „Salt, Menschenkind! Sie schlagen zu derb! Das tut dem ja weh. — Sie dürfen das Hirn nicht verletzen. — Sol Na, nun haben wir's.“

Vornemann sah Volter an, wie dieser die Rippen aufeinander biß . . .

Das Protokoll war beendet.

„Das andere könnt Ihr machen,“ sagte der Oberarzt, indem er sich eilig den Ledermantel auszog. „Sergeant Jakob, zeigen Sie denen, wie alles gemacht wird.“

Schnell wusch er seine Hände und entfernte sich. —

Der Polizeiunteroffizier, den die Neugier geplagt, wie es bei einer Leichenöffnung zugeht, hatte draußen unbemerkt gewartet, bis der Arzt fort war. Kaum war dieser verschwunden, kam er auch schon herein, etwas für ihn Neues kennen zu lernen.

Ein leiser Ausruf des Entsetzens entfuhr seinen Lippen, als er die entstellte Leiche wahrte. Lieber hätte er gleich wieder kehrt gemacht. Aber er fürchtete den Hohn des Sergeanten Jakob, bezwang sich und blieb. Kreideweiß im Gesicht richtete er seinen Blick starr auf den Körper, in dessen offene Höhlen pietätlos von Büchner die Eingeweide geworfen wurden.

Volter ging unbemerkt zur Tür und begab sich hinaus, ohne daß er von jemand gesehen wurde. Draußen atmete er tief auf, und wehmütig vor sich hinsinnend, entfernte er sich langsamen Schrittes.

„Böhlcke, weißt Du das Neueste?“

„Nein. Was denn schon wieder?“

„Der Polizeiunteroffizier ist krank.“

Fragend sah Böhlcke Vornemann an.

„Was fehlt ihm denn?“

„Er kam doch gleich, wie der Arzt fort war, zu uns ins Leichenhaus. Dort hatte ich noch nichts an ihm bemerkt. Heute abend nun kriegte er während des Abendessens das Brechen und übergibt sich in einem fort. — Ganz grün sieht das aus. Assistentarzt Wendt, der zu ihm hinggerufen wurde, hat gleich angeordnet, daß er auf Station kam.“

„Was hat er dazu gesagt? Weiß er, woher das gekommen ist?“

„Der Polizeiunteroffizier wird sich hüten, etwas zu sagen. Denn der darf gar nicht ins Leichenhaus. Dann würde auch Sergeant Jakob reinfallen, der hätte ihn doch rausweisen müssen.“

„Und was sagt der Arzt, daß ihm fehlt?“

„Der suchte die Achseln und wunderte sich. — Du, das wird noch was geben! — Hast Du nicht Volter gesehen?“

„Nein! — Bist Du eigentlich gemeldet worden?“

„Von wem?“

„Nun von Sergeant Bogdahn! Wegen des Essenholens.“

„Das wird der schön bleiben lassen.“

„Der wird Dir doch dann aber viel in den Weg legen!“

„Daß ihn doch! Meinst Du, ich habe Angst? Ich tue meine Pflicht, um alles andre kümmern ich mich nicht.“

„Du bist ein verwegener Kerl! Wenn er's nur nicht so weit bringt, daß Du wieder abgelöst wirst und in die Kompagnie zurück mußt.“

„Das wäre allerdings das Schlimmste, was mir passieren könnte. — Aber sie brauchen mich ja! Der Stabsarzt ist froh, daß er mich hat. Wegen meiner guten Handschrift! So wie ich, schreibt niemand die Krankenberichte ab. — Dann sehe ich mich auch vor, daß ich sonst keine Fehler mache. — Du, aber den Volter bewundere ich. Du warst bei der Obduktion nicht dabei?“

„Nein.“

„Weiner war doch sein bester Freund.“

„Ach nee! Das wußte ich ja gar nicht!“

„Nun mußte er doch die Obduktion mitmachen. — Du hättest sehen sollen, wie er sich dabei beherrschte hat! — Nee, so was möchte ich nicht durchmachen. — Und das hat im Leichenhause gestunken! — Sonapp hat dabei schlapp gemacht.“

„Ja, ich hab's gehört.“

„Am Volter hatte ich wirklich Angst. Ich dachte, mit dem passiert was.“

„Was ist das eigentlich für ein Mensch? Man sieht und hört kaum etwas von ihm. Sobald der Dienst zu Ende ist, ist er verschwunden.“

„Ein guter Mensch, sage ich Dir. Der war bloß immer so ernst seines Freundes wegen. Dann hat er auch eine Bekanntschaft hier in der Stadt, zu der er immer geht.“

„Ist die von hier?“

„Nein, die ist extra feinetwegen hierher gezogen. Ich kenne sie nicht. — Aber laß ihn nicht merken, daß ich Dir das gesagt habe. Ich soll es nämlich niemand erzählen.“

„I Gott bewahre!“

Vierzehn Tage nach Weiners Begräbnis fuhr man den Polizeiunteroffizier auf den Menschenader. Groß war die Beteiligung an der traurigen schwarzen Maskerade. Da er aus der Garnisonstadt gebürtig war, gab es Kränze über Kränze.

„Hast Du genug gesehen?“ fragte Vornemann, der, mit einigen Sanitätsoldaten vor dem Lazarettor stehend, dem abziehenden Leichenzuge nachsah, den Böhlcke.

„Das ist doch ein andres Begräbnis, als bei Weiner vor vierzehn Tagen!“

„Ja, der arme Kerl hatte nicht so viel Bekannte und Verwandte. Mir war ja der Polizeiunteroffizier sehr lieb, denn er war immerhin einer von den Zahmen! — Aber weshalb mußte er in den Obduktionsaal gehen? — Merkwürdig ist aber doch, daß er daran gestorben ist. Wir andern waren doch auch zum erstenmal bei einer Leichenöffnung. Uns hat es nichts geschadet.“

„Weiß Du, Vornemann,“ erklärte Kunze, „wir haben vom Anfang an alles mitgemacht. — Das Ausschneiden — das Herausnehmen der Organe. Das war für uns sehr spannend. Uns interessierte doch, wie die Krankheit im Innern Weiners gewütet hatte. Der Polizeiunteroffizier kam aber dazu, wie die Öffnung zu Ende war — wie alles herumlag. Das Gehirn, die Lungen, das Herz und so weiter. Wie das auf den Holztellern lag. Wir hatten uns — je ekelhafter das wurde — auch mehr daran gewöhnt. Der kam nun plötzlich dazu und —“

„Und das Merkwürdigste war, daß die Ärzte gar nicht wußten, was ihm fehlte. Von seinem Besuch im Leichenhaus hatten sie gar nichts erfahren.“

„Der Spezialist, den sie hatten kommen lassen, schüttelte auch den Kopf. Vor dem hat sich aber Kenner blamiert. Er hat vorm Spezialisten die Vermutung ausgesprochen, daß es vielleicht Blutvergiftung sein könnte. Da hat aber der Spezialist dazu gelacht.“

„Und bei der Obduktion haben sie festgestellt, daß er an Hirnhautentzündung und Nierenentzündung gestorben ist. Wie stimmt das bloß zusammen?“

„Weißt Du, Böhlcke, überall wird mit Wasser gekocht! Was sollen wir uns noch weiter aufregen. Er ist nun mal



tot und wird nicht wieder lebendig. — Ich bin bloß froh, daß die Wachen bei dem zu Ende sind. Das war ja in letzter Zeit kaum auszuhalten! — Bei Weiner war's schon schlimm — aber dann bei dem Polizeiuuterrassier erst. Der sah ganz rot und blau am Körper aus. Du — das hatte ich gar nicht gewußt, daß man auch Fieber haben kann unter Normal."

"Das hast Du ja nun bei dem gesehen."

"Mensch, was es doch alles für Krankheiten gibt!"

"Hast Du schon gehört, Bornemann, daß wir bald eine große Operation haben werden?"

"Nein! Was für eine?"

"Blinddarmoperation. Es hat sich auf der gemischten Station ein Festungsgefangener heute krank gemeldet. Es soll ziemlich schlimm um den stehen."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Mensch.

Ein morgenländisches Märchen.

Von B. Doroschewitsch. Deutsch von W. Flosanoff.

Einst kam Allah zur Erde herab, nahm das Aussehen eines ganz einfachen Mannes an, wanderte in das erste beste Dorf und klopfte an der Tür der ärmsten Hütte von Ali an.

"Ich bin todmüde, ich sterbe vor Hunger!" sagte Allah und machte eine tiefe Verbeugung. "Gib dem Wanderer ein Obdach!" Der arme Ali öffnete selbst die Türe und antwortete:

"Müder Wanderer, tritt ein, gesegnet sei Dein Eingang!" Allah trat in die Hütte.

Die ganze Familie saß beim Abendbrot.

"Rimm Platz!" — sagte Ali.

Allah setzte sich hin. Jeder teilte ein Stück von seinem Teile ab und gab ihm. Als das Abendessen zu Ende war, erhob sich die ganze Familie zum Gebet.

Bloß der Gast blieb sitzen und nahm am Gebet nicht teil. Ali blickte ihn voll Erstaunen an.

"Wißt Du denn nicht zu Allah beten?" — fragte ihn Ali.

Allah lächelte.

"Weißt Du auch, wen Du zu Gast hast?" sagte Allah.

Ali zuckte bloß mit den Schultern.

"Du hast mir gesagt, Du wärest ein Wanderer. Wozu brauche ich Deinen Namen zu wissen?"

"Nun, Du sollst es wissen, wer in Deinem Hause weilt," erwiderte der Wanderer. "Ich bin Allah!"

Und er stand, wie von Blitzen erleuchtet vor Ali.

Ali stürzte Allah zu Füßen und stammelte unter Tränen:

"Warum ist mir diese Gnade beschieden? Gibt es denn so wenig reiche und vornehme Leute in der Welt? In unserem Dorfe lebt ein Mullah, wohnt auch der Dorfälteste Kerim, und wir haben einen reichen Kaufmann Mohamed. Und Du hast den Ärmsten, den Bettler, gewählt. Allah, ich danke Dir!"

Ali küßte die Spuren von Allah.

Da es schon spät war, gingen alle zur Ruhe.

Ali aber konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht wälzte er sich hin und her und dachte an alles Mögliche. Auch den folgenden Tag ging er tief in Gedanken verfunken einher. Nachdenklich saß er beim Abendessen und rührte nichts an.

Als das Abendessen zu Ende war, hielt Ali es länger nicht aus und wandte sich an Allah:

"Bürne nicht, Allah — ich möchte Dir eine Frage vorlegen!" Allah nickte mit dem Kopfe und gestattete es ihm.

"Frage nur!"

"Ich wundere mich!" sagte Ali. — "Ich wundere mich und kann es nicht fassen. In unserem Dorfe lebt ein Mullah, ein gelehrter und vornehmer Mann, — alle verneigen sich tief vor ihm, wenn sie ihm begegnen. Es wohnt bei uns der Dorfälteste Kerim, ein großer Mann, — sogar der Wali (Statthalter) steigt bei ihm ab, wenn er durch unser Dorf kommt. Wir haben den Kaufmann Mohamed, einen reichen Mann; ich glaube, einen der wenigen Reichen in der Welt. Er hätte schon verstanden, Dich zu bewirten und hätte Dich auf weichen reinen Pfählen gebettet. Du kamst aber zu Ali, dem armen Ali, dem Bettler. Wahrscheinlich hast Du Wohlgefallen an mir, Allah? Nicht wahr?"

Allah lächelte und antwortete:

"Ja, ich habe an Dir Wohlgefallen!"

Ali lachte sogar vor Freude.

"Ich bin froh, daß Du an mir Wohlgefallen hast! Ich bin so froh!"

Ali schlief in dieser Nacht ausgezeichnet. In froher Stimmung ging er zur Arbeit. In froher Stimmung lehrte er zurück, setzte sich zum Abendessen und sagte gutgelaunt zu Allah:

"Ich muß nach dem Abendessen mit Dir sprechen, Allah!"

"Nun wir es!" antwortete ebenfalls gutgelaunt Allah.

Als das Abendessen zu Ende war und Alis Frau das Geschir fortgeschafft hatte, wandte sich Ali mit frohem Gesichte zu Allah:

"Du mußt wahrscheinlich ein großes Wohlgefallen an mir haben, Allah, da Du zu mir gekommen bist?! Nicht wahr?"

"Ja!" — antwortete Allah mit einem Lächeln.

"In unserem Dorfe" — fuhr Ali lachend fort, — "haben wir einen Mullah, vor dem sich alle tief verneigen, wir haben einen Dorfältesten, bei dem sogar der Wali selbst absteigt, und wir haben auch den reichen Mohamed, der froh wäre, Dir zum Abendessen ein Duzend Hammel vorzusetzen und Dir ein weiches Bett machen würde, daß Du darin versinken könntest. Und Du kamst zu mir, dem armen Ali! Wahrscheinlich mußt Dein Wohlgefallen an mir groß sein? Sage, ist es wahr? Ist es groß?"

"Ja, ja!" antwortete Allah mit einem Lächeln.

"Nein, sage mir, hast Du wirklich ein großes Wohlgefallen an mir?" — wiederholte Ali nochmals die Frage. "Du antwortest bloß — ja, ja". Du mußt mir sagen, wie ist Dein Wohlgefallen an mir."

"Ja, ja, ja! Ich habe ein großes, großes Wohlgefallen an Dir!" — antwortete Allah mit Lachen.

"Also, sehr groß!"

"Ja, sehr groß!"

"Nun, das ist gut. Gehen wir zur Ruhe, Allah!"

Am anderen Morgen erwachte Ali in einer noch freudigeren Stimmung.

Den ganzen Tag ging er lächelnd herum und dachte offenbar an etwas Frohes und Festliches. Am Abend aß er für drei, und nach dem Essen schlug er Allah vertraulich auf das Knie.

"Ich glaube, Allah, Du mußt fürchtbar froh sein, daß ich Dir so wohlgefalle. Sage es mir offen. Bist Du sehr froh darüber, Allah?"

"Ja, ich bin sehr froh!" — antwortete Allah mit einem Lächeln.

"Ich glaube es Dir!" — sagte Ali. "Ich kenne es, Allah. Wenn mir auch bloß ein Hund gefällt, so ist es mir ein Vergnügen, ihn zu sehen. Und es ist doch bloß ein Hund, und in diesem Falle bin ich es, der Dir gefällt. Das ist doch von größerem Wert. Ich kann mir vorstellen, wie Du Dich freust, wenn Du mich siehst, Allah. Du siehst vor Dir einen Dir so angenehmen Menschen und Dein Herz häupt vor lauter Freude, nicht wahr?"

"Ja, es ist wahr, ich freue mich. Gehen wir aber nun zur Ruhe!" — sagte Allah.

"Gut, gehen wir zur Ruhe!" antwortete Ali. "Ich tue Dir gern diesen Gefallen."

Am nächsten Tage wanderte Ali in Gedanken vertieft herum; beim Abendessen seufzte er ein paar Mal, blickte hin und wieder Allah an und Allah bemerkte, daß Ali unmerklich eine Träne abwischte.

"Warum bist Du so traurig, Ali?" — fragte Allah, als das Abendessen zu Ende war.

Ali seufzte.

"Ich dachte an Dich, Allah! Was würde aus Dir werden, wenn Du mich nicht hättest?"

"Wie so denn?" fragte Allah erstaunt.

"Was würdest Du ohne mich anfangen, Allah? Sieh, draußen pfeift der Wind und es ist kalt, und der Regen prasselt nieder. Wie würde es Dir gehen, wenn es nicht einen Dir so wohlgefälligen Menschen wie ich geben würde? Wohin könntest Du gehen? Du würdest draußen im Winde, im Regen, in der Kälte umkommen. Du würdest durch und durch naß werden. Jetzt aber sitzt Du hier warm und trocken. Du sitzt hier im erleuchteten, erwärmten Raume und hast zu Abend gegessen. Und warum? Wo liegt der Grund? Weil es einen Menschen gibt, an dem Du Wohlgefallen hast und zu dem Du kommen konntest. Du würdest verloren sein, Allah, wenn ich nicht da wäre. Es ist ein wahres Glück für Dich, Allah, daß ich existiere. Wirklich, Du bist ein Glückspilz!"

Da hielt Allah es nicht länger aus, er lachte laut auf und verschwand.

Auf der Bank aber, wo er gesessen, lag ein Häuslein blinkender Dulaten, zweitausend an der Zahl.

"Nein, welch ein Reichtum!" rief die Frau von Ali aus und schlug die Hände zusammen. "Ja, was ist denn das! Gibt es denn überhaupt so viel Geld in der Welt? Ich verliere meinen Verstand vor Freude."

Ali schob sie zur Seite, zählte die Goldstücke und sagte:

"Nicht besonders viel!"

## Tageblätter im alten Rom.

Vor kurzem wurde über das erste deutsche Wochenblatt vom Jahre 1609 berichtet. Dem wäre hinzuzufügen, daß schon im alten Rom ein richtiges Tageblatt bestand, das zwar kurz und bündig war, dafür aber im Sammeln von Lokalratsch und in der Politik halboffiziöser Vertuschungen ein beachtenswertes Vorbild der heutigen parteilosen Lokal- und Generalanzeiger-Presse darstellte. Der Titel der römischen Zeitung lautete wörtlich: Tägliche Akten. Die Reporter oder Redakteure hießen: Aktuare. Wie es bei Zeitungen geht, sind sehr wenig Nummern vollständig erhalten geblieben, und diese werden teilweise in ihrer Echtheit bezweifelt. Indessen verdanken wir einem gelehrten Erläuterer der Reden Ciceros sichere Auszüge aus einzelnen Nummern der Jahre 59—53 vor Christus. Der Geschichtschreiber Tacitus macht beim Jahre 58 die interessante



Bemerkung, es sei so wenig Denkwürdiges passiert, daß es sich nicht lohne, von diesem Jahre etwas zu berichten, es sei denn, man wolle aus der Zeitung die lobhudelnde Beschreibung der Fundamente und Walle übernehmen, die Nero zum Bau seines Amphitheaters beim Marsfelde verwenden ließ; aber, fügt er hinzu, es besitze doch im Interesse der Würde des römischen Volkes die Einrichtung, daß so belanglose Ereignisse nicht in die Geschichtswerke (Annalen), sondern nur in die Zeitung (Tägliche Akten) aufgenommen würden. Vielleicht spielt er hier auf einen jener allerorten bekannten patriotischen Historiker an, die einen höfischen Grundsteinlegungsrummel für eine Etappe der Weltgeschichte halten. Die römische Zeitung war datiert nach Tag, Monat und Konsul (der immer ein Jahr im Amt war). Zuerst kamen größere Mitteilungen aus Volksversammlungen, in der Kaiserzeit auch aus den Verhandlungen des Senats und der Gerichte, dann Stadtneuigkeiten und Anzeigen aus dem Privatleben.

Der Satiriker Petronius gibt uns in einem Roman auch die Karikatur einer Zeitungsnummer. Er stellt es so dar, als hielte sich der Milliardärprob Trimalchio eine eigene Zeitung über die Vorkommnisse innerhalb seines unermesslichen Grundbesitzes. Die ironische Stelle lautet: „Ein Aktuar las folgendes vor, gleichsam wie tägliche Akten: Den 26. Juli. Auf dem Eumanischen Landgut, das dem Herrn von Trimalchio gehört, wurden heut geboren 30 Knaben und 40 Mädchen; in den Scheuern wurden eingebracht 500 000 Scheffel Weizen; gezehmt wurden 500 Oshen. Am selben d. M. wurde ans Kreuz (Galgen) geschlagen der Kossate Mithridat, weil er über das angeborene Genie unseres gnädigen Herrn eine zweifelnde Bemerkung gemacht hatte. Am selben d. M. wurden 100 000 Sesterzen bei der Bank deponiert, weil man das viele Geld nirgends mehr unterbringen kann. Am selben d. M. gab's ein Schandfeuer im Pompejuspark, das im Gebäude des Verwalters Resta ausbrach. — Kanu? unterbrach hier Trimalchio, seit wann hab ich denn den Park gekauft? Im vorigen Jahr erst, sagte der Aktuar, deshalb ist er auch noch nicht in Rechnung gesetzt. Da schwoll Trimalchio vor Wut auf und schrie: wenn mein Kapital Grundstücke erwirbt, will ich davon schon innerhalb eines halben Jahres in Kenntnis gesetzt werden, usw.“ Man sieht aus dieser Statistaturprobe deutlich, daß die antike Zeitung sich des ausgeprägten Telegammstils bediente.

Auf die Tätigkeit des Reporters wirft eine Stelle bei Sueton einiges Licht. Da heißt es, Augustus habe von einer philistisch unvollkommenen Rede Caesars gedauert, sie sei wohl von Aktuaren, die nicht recht hätten mitkommen können, nachgeschrieben worden, nicht aber von Caesar selber herausgegeben. Hierzu ist zu bemerken, daß die alten Römer schon stenographierten, aber nicht so perfekt wie wir. Ueber Herstellung und Verbreitung der antiken Zeitung fehlen uns leider genauere Angaben. Man kann sich aber durch Vergleichung mit ähnlichen Einrichtungen etwas Aufschluß verschaffen. Wichtige Aktenstücke wurden in Metall graviert; das römische Staatsarchiv bestand aus Tausenden von Bronzeplatten. Öffentliche Inschriften wurden auch in Stein gemeißelt. Eilige oder minder wichtige Publikationen aber kamen ins Album (zu deutsch: weißes Brett). Dies war eine mit Gips weiß angestrichene Holztafel, auf der mit schwarzen oder roten Buchstaben geschrieben wurde. Auch Häuserwände dienten, erlaubt oder unerlaubt, diesem Zweck. Man darf also annehmen, daß auch die täglichen Akten in dieser Weise veröffentlicht wurden. Wer Lust hatte, machte sich hiernach Notizen in die wächserne Tafel, die jeder bei sich führte. Auch gab es Leute, die Cicero in seinen Briefen Opetarii nennt, die das Abschreiben der Akten gewerbmäßig gegen Lohn betrieben, also eine Art von Zeitungsüberlegern. Wir wissen auch, daß Abschriften in die Provinz an die Statthalter und die Armee gingen; in England oder Mesopotamien z. B. war man natürlich nicht schlecht gespannt auf Nachrichten aus der Reichshauptstadt. Von der redaktionellen Vertuschungspolitik noch ein Beispiel: Es ist überliefert, Augustus habe ausdrücklich anordnen müssen, es solle in den Akten die Meldung erscheinen, er, der Kaiser, habe das von seiner Gattin Livia geborene Kind dem Claudius Nero zustellen lassen. Der Redakteur hatte diese ganze unsaubere Familiengeschichte unterdrücken wollen. Livia war nämlich die vierte Frau des Augustus und er hatte sie sich von deren Mann, eben dem Claudius Nero, abtreiben lassen, obwohl sie bereits von demselben im sechsten Monat schwanger war. Wie man sieht, genierte die Sache den Augustus sehr wenig. Auch der Kaiser Commodus war so frech, daß er alle seine schändlichen Streiche noch eppresch im Stadttanzeiger bekannt machen ließ.

## Die Eroberung des Festlandes.\*)

Man nimmt an, daß die Erde einmal ein feuerflüssiger Ball war, der seine Wärme in den Weltraum hinausstrahlte und sich schließlich mit einer erstarrten Kruste von Urgestein bedeckte. Als diese äußerlich bis unter 100 Grad abgekühlt war, mußte das Wasser, das bis dahin in ungeheuren Wolkennmassen den Planet umlagerte, sich auf der ganzen Oberfläche niederschlagen. Gewaltige

Regengüsse überfluteten das Land, und dazwischen mögen die ersten freundlichen Sonnenstrahlen durch die gereinigte Atmosphäre bis zum Erdboden gelangt sein.

So entstand das Urmeer. Kein Breisel, es bedeckte die ganze Erdoberfläche. Denn die Wassermasse der Ozeane ist so groß, daß sie heute noch, wo sie stellenweise über 10 000 Meter tief ist, ausreicht, um fast drei Viertel unseres Planeten zu bedecken. Damals aber muß die Erdkruste leidlich eben gewesen sein, denn die gebirgsbildenden Mächte, der Vulkanismus, die Faltung der Schichten infolge von Zusammenziehung des Erdinnern, und endlich die Erosion (Auswaschung) der Gesteine durch das Wasser — sie alle begannen erst ihre Tätigkeit.

Im Urmeer denken wir uns die ersten Pflanzen entstanden, als die Atmosphäre sich so weit gelichtet hatte, daß die Sonne den neuen Geschöpfen ihre Kraft leihen konnte. Als aber die ursprünglich glatte Erdoberfläche allmählich mehr Relief erhielt, wurde das Urmeer eingeengt. Klippen, Inselgruppen stiegen auf und wuchsen zu Kontinenten heran, das Wasser aber zog sich mehr und mehr in die Klüfte zurück, die wir heute Ozeane nennen. Diese Umwälzungen konnten auf das Leben der Pflanzen und Tiere nicht ohne Folgen bleiben, wuchs doch ihre Zahl immer weiter, während ihr Wohnplatz sich verkleinerte. Freilich, das weite Meer bot immer noch einen ungeheuren Raum, aber all die neu entstandenen Tiefen, in welche das Licht nicht mehr eindringen konnte, waren den Pflanzen und den meisten Tieren verschlossen. Und auch die Oberfläche über den Abgründen war nur den Arten als Wohnort tauglich, die sich dauernd schwebend erhalten konnten, und das waren unter den Pflanzen nur wenige. Alle, die Ruhepausen auf dem Grunde des Wassers durchmachen mußten, oder gar angeklammert auf festem Stand leben, waren an feuchte Stellen und an die Küstenlinien gebunden; noch heute ist das Leben hier tausendmal reicher vertreten als in der Hochsee. Die Küstpflanzen aber wurden gewiß oft in Lagunen eingeschlossen, die allmählich durch das Wasser des Festlandes ausgefüllt worden und alle Verbindungen mit dem Meer verloren; so mußten sich immer wieder Pflanzen und Tiere an das Süßwasserleben gewöhnen, wenn sie nicht ausstarben. Im ersteren Falle erhielten sie die wirksamste Vorbereitung für das Landleben, denn Leiche und Seen, Bäche und Ströme haben einen sehr wechselnden Wasserstand. Was hier dauernd leben will, muß zu wasserarmer Zeit die tiefsten Stellen aufsuchen können, wie die Fische, oder es muß befähigt sein, zeitweiliges Austrocknen zu ertragen.

So wirken neue Verhältnisse in den Binnengewässern auf die Lebewesen ein. Die einen starben aus; sie bildeten die große Mehrzahl. Andere gewöhnten sich ein, und manche Pflanzen lernten längere Zeit ohne fließendes Wasser auszukommen, blieben aber im Grunde genommen Wasserpflanzen. Das zeigen uns heute noch Botrydium und Vaucheria; sie leben außerhalb des Wassers, hüten sorgsam ihren Vorrat an Zellsaft, entnehmen auch wohl mit ihren Haftsäulchen Wasser aus dem Boden, aber ihre Fortpflanzung durch Zoosporen oder Geschlechtszellen ist nur möglich, wenn sie überflutet werden. Andere Organismen endlich begannen die neuen Verhältnisse des Landlebens sich zunutze zu machen, emancipieren sich auch in der Fortpflanzung von dem mütterlichen Element und gewinnen im Wind — ursprünglich ihrem schlimmsten Feind — einen kräftigen Helfer, der ihre Keime transportiert. Die wunderlichen Schleimpilze, die wir früher kennen lernten, zeigen uns einen solchen Versuch, der bemerkenswert genug ist.

Nach der Besiedelung des Urmeeres mit Pflanzen und Tieren hat es in der Geschichte unseres Planeten kein Ereignis von solcher Bedeutung gegeben, wie die Eroberung des Festlandes durch die Organismen. Denn alsbald verlegte sich der Schwerpunkt des Lebens. Im Kampf mit einer tauberer Umgebung stiegen die Festlandsbewohner zu ungeahnten Höhen der Entwicklung auf. Aus dem mineralischen Boden sogen sie ihre Kraft, die Gase der Atmosphäre machten sie sich dienstbar, und darüber wurde ihnen die uralte Nährmutter, die See, fremd, ja zur Feindin. Was aber draußen im Wasser geblieben ist, erscheint uns Landlebewohnern wie eine fremdartige Welt, und wir denken kaum daran, daß wir es sind, die sich verändert haben, dem Altgewohnten fremd geworden sind.

Im Aufbau der beiden Reiche der Tiere und der Pflanzen besteht ein gewisser vielleicht nicht zufälliger Parallelismus. Noch während des Wasserlebens haben beide Organisationen gewonnen, die ihnen das Landleben wenigstens einigermaßen ermöglichten, und hier und dort sind bald einzelne Arten, bald größere Gruppen Landlebewohner geworden. Aus beiden Reichen warf die Natur aber zweimal eine ganze, gewaltige Welle von Organismen mit dauerndem Erfolg ans Land; die erste brachte niedere Lebewesen, von Pflanzen die Pilze, von Tieren die Insekten; die zweite führte die höchsten Klassen auf das Land, die Reihe der Moose, Farne, Blütenpflanzen und der Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere.

In fossilen Resten werden uns die Pilze und die Insekten etwa zu gleicher Zeit, im Carbon bekannt. Zwischen beiden Gruppen findet man auch fernerhin mannigfache Vergleichspunkte. Beide sind durch eine große Artenzahl und Regionen von Individuen ausgezeichnet, beide halten in ihren Abmessungen etwa die Mitte zwischen den Kleinen und den Großen unter den Lebewesen. Sie teilen sich in die gleiche Nahrung; faulende organische Substanz, die sie den Bakterien streitig machen, beherbergt Maden und Pilze.

\*) Entnommen aus „Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt“ von F. Rosen. (Wissenschaft und Bildung Band 42.) Geb. 1,25 M. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.



Andere sind Parasiten und Krankheitserreger und zwar vorwiegend auf höheren Pflanzen, während die Krankheiten der Tiere fast ausnahmslos durch Bakterien und Würmer verursacht werden, die wieder kaum je Pflanzen befallen. Nur die Insekten selbst haben viele durch Pilze hervorgerufene Krankheiten, und umgekehrt dienen die Pilze allgemein gewissen Insektenmaden (Mücken, Fliegen, auch Käfern) zur Nahrung.

## Kleines feuilleton.

### Kulturhistorisches.

Das Jubiläum der Weste. In diesen Herbsttagen kann die Weste das 200jährige Jubiläum ihrer Entstehung feiern. Es war in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV., da in Frankreich die Laufbahn der Weste begann. Der melancholische Gilet der französischen Pantomime, so erzählt Claude Verdon im „Gil Blas“, war es, der das Gilet erfand und zuerst trug; es war auf dem Jahrmarkt von Saint-Laurent, da er dies leichte Kleidungsstück einführte, das bald darauf mit einigen geringen Veränderungen von den eleganten Kavaliereen und der vornehmen Gesellschaft aufgenommen wurde. Die neue französische Mode ging alsbald auch nach England über, wo der Sohn Karls I., der Dandy-Prinz, an einem Oktobertage in dem neuen Gewande bei Hofe erschien und damit die Mode auch offiziell einführte. Der König begrüßte das Gilet mit großem Wohlwollen, denn er sah in ihm ein Mittel, den stetig wachsenden schrankenlosen Spitzenluxus zu begrenzen, aber darin freilich sollte ihm die Prunksucht der höflichen Kavaliere bald enttäuschen. Denn wie man sich ehedem in dem Spizen schmuck der weiten Pumphosen rümpelte, so wandte man jetzt Reieensummen für eine prächtige Ausstattung des Gilets auf und die kostbarsten und schönsten Stoffe waren den Elegants kaum gut genug. In Frankreich, blieb man zunächst noch ziemlich einfach. Dann aber, unter der Regiererschaft, legte die Weste kostbare Verzierungen an, ihre Form verlängerte sich und nun traten die glitzernden blühenden Brunknöpfe in ihr Recht. Der aufwärtsdrängende kapitalistische Bürgerstand, die Bankiers und großen Finanzmänner machten die luxuriöse Ausstattung des Gilets zum Symbol ihrer neuen Macht, zu ihrem eigenen Adelsbrief. Die teuersten Juwelen und Edelsteine in phantastischen Fassungen dienen als Knöpfe und in jenen Tagen fand auch der Spott für diese Westenprobe das Wort der „vergoldeten Näse“. Zur Zeit Ludwigs XV. gewinnt wieder die Einfachheit die Oberhand, die Stickereien und Bordüren verschwinden und die Weste wird nun auch dem Volke zugänglich. Die kleinen Handwerker, die Arbeiter sieht man beim Tagewerk in Hemdsärmeln, doch um den Oberkörper die Weste geknüpft. Die Knöpfe tragen Devisen oder allegorische Gestalten ernstes oder heiteren Charakters. Unter Ludwig XVI. wird die Weste noch kürzer, der Ausschnitt verkleinert sich und drängt das Jabot, als letztes Symbol des Adels, krampfhaft in die Höhe. Der Luxus nimmt wieder überhand und das Gilet wird von neuem zur Juwelierauslage. Reiche Stickereien leuchten auf kostbaren Seidenstoffen, hinten aber, das Futter, das nicht gesehen wird, ist größtes ärmliches Leinen. Alles arbeitet auf eine prunkvolle Fassade hin, während der dritte Stand schon der schwarzen Kleidung entgegenstrebt. Zur Revolutionszeit verschwindet dann das Jabot, die Herrschaft der Spitzen ist vorüber und die schwarze demokratische Strawatte herrscht vor. Lafayette trägt die weiße Weste der Nationalgarde, Marat wählt für sein Gilet ein flammendes Rot, Robespierre trägt eine fleckenlose weiße Watistweste. Mit dem Direktore zieht ein wilder phantastischer Farbenüberschwang herauf, der erst endet, als Napoleon die kurze einformige weiße Militärweste zum Siege führt. Nach dem Sturz des Korien wagen sich wieder buntere Farben hervor; sie werden von der Romantik aufgenommen und gesteigert, Viktor Hugos phantastische Astrachanweste macht Schule und in den Pariser Theatern zieht Gautiers scharlachfarbenes Gilet die Wäde an. 1848 herrschen wieder die roten Revolutionswesten, mit dem leichtfertigen abenteuerlichen Geist des zweiten Kaiserreiches ziehen phantastische Sitzerwesten herauf; so wechselt unausgesetzt im stetem Auf und Nieder die Mode der Weste, bis zu der heute modernen, die von allen Epochen ein Teil entlehnt.

### Aus dem Gebiete der Chemie.

Neue Fälle von Elementumwandlungen. Der Wiener „N. Fr. Pr.“ wird geschrieben: Vor ungefähr zwei Jahren hat Sir William Ramsay durch die Einwirkung von Radiumemanation auf Kupfer dieses in das Element Lithium überführt und damit experimentell jene Vermutung bestätigt, die schon vorher insbesondere von Rutherford und Soddy ausgesprochen wurde: daß die Atome der Elemente von hohem Atomgewicht ihrer Natur nach unbeständig sind und sich freiwillig in andere Formen der Materie verwandeln. Dieser Fall von Umwandlung, der berechtigtes Aufsehen in naturwissenschaftlichen Kreisen hervorrief, erhielt aber durch Madame Curie, welche Ramsays Versuche einer Nachprüfung unterzog, keine Bestätigung. Trotzdem hielt Ramsay seine Behauptung aufrecht und erklärte das Nichtgelingen der Umwandlung von Kupfer in Lithium durch Madame Curie lediglich damit, daß es

in erster Linie auf die Versuchsbedingungen ankomme, unter denen das Experiment durchgeführt wird, diese aber nicht immer richtig getroffen werden. Und noch ehe dieser Streit entschieden ist, veröffentlicht jetzt Ramsay und sein Mitarbeiter Usher eine Reihe von Versuchen, aus denen hervorzuergoht scheint, daß sich die Elemente der Kohlenstoffgruppe des periodischen Systems, und zwar Silizium, Titan, Zirkonium und Thorium unter dem Einflusse der Radiumemanation in Kohlenstoff verwandeln! Die Lösung der Kieselfluorwasserstoffsäure und die der Salze des Titans, Zirkoniums und Thoriums wurden durch vier Wochen der Einwirkung von je einem Zehntel Kubikmillimeter Emanation ausgesetzt und die erhaltenen Gase analysiert. Die Analyse ergab die Gegenwart erheblicher Mengen von Kohlenäure, und zwar wurde um so mehr davon gebildet, je höher das Atomgewicht des betreffenden Elements war, also in der Reihenfolge Silizium, Titan, Zirkonium und Thorium. Wenn die Nachprüfung dieser Versuche zu dem gleichen Resultat führen sollte, so wäre hiermit bewiesen, daß die Elemente der einzelnen Gruppen des periodischen Systems um so leichter spaltbar sind, je höher ihre Atomgewichte sind.

### Technisches.

Lokomotiven ohne Feuer. Die qualmenden Schornsteine der Lokomotiven sind eine der schwersten Anlagen gegen die Technik oder gegen die Verwaltung der Eisenbahnen, die sich die etwa vorhandenen Mittel zur Beseitigung dieses Uebels nicht zuzumuge macht. Man muß heute schon als Einsiedler auf dem Lande leben, ohne sich von der Scholle zu rühren, um nicht unter dieser Rauchplage zu leiden. Sie ist noch ein gut Teil schlimmer als die Sünden der Fabrik- und Hauskornsteine. Diese stehen wenigstens fest an ihrem Platz, und aus diesem Grunde kann auch die Rauchentwicklung leichter bekämpft werden. Die Lokomotiven aber nehmen ihren Rauch überallhin mit und machen den Aufenthalt im Zuge oft unerträglich. Entweder muß man die frische Luft völlig ausschließen, oder man hat das ganze Abteil voll eines widerwärtig riechenden und alles beschmutzenden Rauches. Man kann daher wohl sagen, daß es überhaupt keinen größeren Fortschritt in der Unannehmlichkeit des Eisenbahnverkehrs geben würde als die Rauchlosigkeit der Lokomotiven. Aus diesem Grunde haben sich manche Bahnverwaltungen entschlossen, wenigstens den Verkehr auf den Bahnhöfen der Großstädte durch elektrische Lokomotiven vornehmen zu lassen. Das ist aber recht teuer. Außerdem stehen noch die sogenannten feuerlosen Lokomotiven zur Verfügung, denen Ingenieur Kempf in der Wochenschrift „Umschau“ (Frankfurt am Main) eine Besprechung widmet. Sie sind keine Neuheit, denn ihre ursprüngliche Erfindung stammt schon aus dem Jahre 1873. Einige Jahre später wurden sie dann in Frankreich eingeführt, haben aber die auf sie gesetzten großen Erwartungen nicht ganz erfüllt. Jetzt haben sich die Bemühungen der Technik diesen feuerlosen Lokomotiven wieder mehr zugewandt, und es scheint die Hoffnung zu bestehen, daß sie sich für den Nachbarverkehr auf den Bahnhöfen als geeignet erweisen werden. Ihre Vorzüge sind vielfacher Art, und die bisherigen Nachteile werden wenigstens bei dieser beschränkten Verwendung durch die neuen Verbesserungen aufgehoben sein.

Extreme im heutigen Werkzeugbau. Vor einigen Monaten ist in Düsseldorf in der Maschinenfabrik von Schich die größte Nierendrehbank hergestellt worden. Die Planscheibe, auf der die Metallstücke zur Bearbeitung aufgespannt werden, hat einen Durchmesser von 11 Meter. Die Drehbank kann Schwingräder usw. abdrehen, die circa 12 Meter im Durchmesser erreichen und 8,4 Meter stark sind. Acht eisenbahnschieneartige Blöcke dienen zur Einklammerung der zu bearbeitenden Gegenstände. Der Fabrikant dieser Drehbank wollte nun seinen Fachkollegen eine möglichst instruktive Darstellung von der Größe seines Fabrikats geben. Er ließ deshalb einen Teil seiner Arbeiter auf dieser Drehbank Platz nehmen und dann eine photographische Aufnahme von der Gruppe machen. Es stellte sich heraus, daß auf der runden Planscheibe, auf dem Schlitten und Stichelgehäuse der Drehbank nicht weniger wie 227 Arbeiter bequem sitzen und stehen konnten. Der Laie kann sich ungefähr eine Vorstellung von der Größe dieser Arbeitsmaschine machen, wenn er erfährt, daß das gesamte Eigengewicht der Drehbank 300 Tonnen beträgt, was nach vollständiger Ausdrucksweise 6000 Zentnern entspricht.

Einen entgegengelegten Ehrgeiz hatte der alte siebzigjährige Uhrmacher Fritz Perrenaud in Locle (Frankreich). Er baute einen Uhrmachertisch mit allem Zubehör. Der Werkstisch enthält zwei Schubkästen, einen Schraubstock, eine Schraubenvoliermaschine, einen Planteur, einen Federwinder und Drehstuhl. Das Wunderbarste ist auch hier die Drehbank, die einen sachgemäß konstruierten Support mit Schlittenführung und allem Zubehör enthält. Auch von diesem Arbeitsstück geht eine Abbildung durch die Fachpresse. Daraus ist zu ersehen, daß die komplette Werkbank mit allen Werkzeugen und Hilfseinrichtungen bequem auf der flachen Hand Platz finden kann.

Auch in der Technik finden sich die Gegensätze, einerseits die Dinge ins Große zu treiben, andererseits Material und Arbeitsmittel so zu beherrschen, daß die kleinsten Gegenstände hergestellt werden können.